



Zwei Tage und drei Nächte vom Vulkan bedroht

Von Prof. Robert F. Griggs.

Das kürzliche Erdbeben auf Krafatau, der kleinen vulkanischen Insel in der Sundastrage, deren furchtbarer teilweiser Untergang am 26. bis 27. August 1883 noch in der Erinnerung der Älteren lebt, lenken die Aufmerksamkeit erneut auf die unterirdische Tätigkeit der Erde. So entseßlich aber auch das Unglück von Krafatau gewesen ist: an den Ausbruch des Katmai auf der Halbinsel Alaska, eine der größten vulkanischen Katastrophen seit Menschengedenken, reicht seine Wucht nicht im entferntesten heran; eine Tatsache, die vielen unbekannt ist, weil der Ausbruch in einer menschenleeren Gegend vor sich gegangen ist und erst Jahre darauf von mehreren Expeditionen der National Geographic Society unter Führung von Professor Robert F. Griggs geklärt wurde. Aber jetzt liegt der überaus fesselnde und glänzende illustrierte Bericht des Entdeckers in Buchform unter dem Titel „Das Tal der Zehntausend Dämpfe“ bei H. A. Brodhans in Leipzig vor, dem wir eine dramatische Schilderung entnehmen. Wie heftig der Ausbruch gewesen ist, zeigt folgende Uebersetzung: hätte der Ausbruch in Berlin stattgefunden, wäre die ganze Reichshauptstadt mit allen ihren Vorstädten und außerdem ein noch einmal so großes Gebiet von der glühenden Lava verschüttet worden.

Die Geschichte des Ausbruchs beginnt nicht mit einer Beschreibung des Vulkans und der warnenden Vorboten, die den großen Explosionen vorausgegangen sein müssen, davon wurde nichts wahrgenommen, denn die Gegend ist von menschlichen Wohnungen zu weit entfernt.

Niemand in Kodiac, einem kleinen Küstenort, 170 Kilometer vom Katmai-Vulkan entfernt, ahnte, daß sich etwas Ungeöhnliches ankündigte, bis die volle Gewalt der Explosionen losbrach. Viele Stunden bevor man von dem Ausbruch etwas merkte, müssen sich indes Ereignisse abgespielt haben, die in einem dicht besiedelten Gebiet von allen Zeitungen der Welt auf der ersten Seite in Fettdruck gemeldet worden wären. Erst als Leben und Eigentum der Bewohner von Kodiac bedroht wurden, sah man ein, daß ein Ausbruch gewaltigsten Ausmaßes getätigt wurde.

Das Wetter war schön, plötzlich ohne andere Warnung als das allmähliche Herankommen einer eigenartig dunklen Wolke von Nordwesten, begann am Donnerstag, dem 6. Juni, etwa 5 Uhr nachmittags, auf Kodiac graue Asche zu fallen.

Anfänglich wurde die fallende Asche neugierig bestaunt, und die Leute setzten sorgfältig Proben davon zusammen, um ein Andenken an ein Ereignis zu haben, wie sie es nie zuvor erlebt hatten und wahrscheinlich nie wieder erleben würden.

Kodiac war daher fast ebenso überrascht, wie Kassel es sein würde, wenn einer der erloschenen Vulkane des Siebengebirges plötzlich wieder erwachen und es mit Asche überschütten würde.

Allmählich einsetzend, nahm der Aschenregen zu, bis er um 6 Uhr abends als „schwer“ angesehen wurde. Gegen halb 7 Uhr war er so dicht geworden, daß er das Tageslicht verdeckte. Er hüllte das Land in völliges Dunkel und zwar zu einer Jahreszeit, wo es in jenen Breiten fast vierundzwanzig Stunden hindurch hell ist.

Die Asche häufte sich in der Nacht stetig an; um 3 Uhr ließ der Regen jedoch nach und hörte am Morgen des 7. Juni um 9 Uhr 10 Minuten auf.

Dieser Aschenfall bildet die Unterschicht verhältnismäßig grober, grauer Asche, wie sie jetzt auf dem Boden liegt. So, wie sie ursprünglich fiel, war diese Schicht etwa 12 1/2 Zentimeter hoch; sie hat sich aber später auf etwa vier Zentimeter gesenkt.

Während der Nacht bewahrten die Leute größtenteils ihre Fassung. Als der Aschenregen am Morgen allmählich nachließ und schließlich aufhörte, glaubten sie, nun sei alles vorüber. Sie hatten indes nicht die leiseste Ahnung von dem Herd des Ausbruchs.

Außerdem waren sie auch — und zwar noch auf viele Tage — vollständig von der Außenwelt abgeschnitten, weil die Funkstelle von Kodiac — auf der Insel Wood — außer Betrieb war. Der Blitz hatte in sie eingeschlagen, und sie war während des Ausbruchs abgebrannt. Das Funkgerät des amerikanischen Postleiters „Manning“, der damals in Kodiac Kohlen einnahm, war nicht zu brauchen, da die Luft übermäßig mit Elektrizität geladen war.

Der Bericht des Kapitäns R. W. Perry von der „Manning“ ist zugleich die lebendigste und zuverlässigste Darstellung des von der Bevölkerung in jenen schweren Tagen gemeinsam Erlebten. Ihm sind alle folgenden Stellen entnommen, soweit nichts anderes gesagt ist.

Alle Bäche und Brunnen waren nun verstopft; denn etwa 12 1/2 Zentimeter Asche war gefallen. Wasser erhielten die Einwohner von der „Manning“ und dem Schoner „Metha Nelson“, die am Ende des Docks lagen. Wir schufen Abdampfvorrichtungen, um Trinkwasser zu bekommen, und behielten diese mehrere Tage bei.

Mittags hatte der Aschenregen wieder eingesetzt. Um halb 1 Uhr nahm er an Stärke zu, bis es um 1 Uhr nachmittags unmöglich war, weiter als fünfzehn Meter zu sehen. Diese Bestürzung malte sich auf allen Gesichtern, und wir überlegten, ob die „Manning“ nicht besser in See stechen solle.

Indessen kam dies nicht in Frage, da nur wenig Bewohner fort wollten und man an Bord allgemein der Meinung war, alle oder keinen mitzunehmen.

Um 2 Uhr nachmittags hüllte uns pechschwarzes Finsternis ein. Schwere elektrische Luftströmungen wurden beobachtet, und unsere Funkstelle war stumm. Ein paar Klüppelringe waren an Bord, und die Nacht des 7. verbrachten wir unter besorgtem Ausschauen. Wir fanden wenig Schlaf, und die Morgendämmerung des 8., die wir sehr lebhaft erwarteten, erschien nicht.

Obwohl wir alle ostrige Asche entfernt hatten, waren Decks, Masten und Raben wieder damit beladen, ebenso wie die Boote des Nutzers. Die Asche bestand nunmehr aus feinem Staub und Floden und war von gelblicher Farbe. Schwefeldämpfe durchzogen manchmal die Luft, und viele dachten an Pompeji und sprachen von seinem Untergang. Auf den Bergen in der Nähe hörten wir Aschenlawinen niedergehen, die erstickende Staub- und Aschenwolken ausanderten.

„Alle Mann waren von 7 Uhr morgens an dienstbereit. Die Leute prallten bei der Arbeit an Deck oft aufeinander, da die schwach glühenden elektrischen Birnen und Laternen die schreckliche Finsternis nicht auf nennenswerte Entfernung durchdringen konnten. Die

Besatzung war ständig mit Schaufeln tätig, und vier Wasserstrahlen aus den Feuer-schläuchen spritzten unaufhörlich auf das Schiff, um es von seiner schrecklichen Last zu säubern. Manchmal schien es vergebliches Bemühen.

Niemand, der jene Schreckensstage durch-gemacht hat, versäumt, bei der Erzählung seiner Erlebnisse die furchtbare Finsternis zu erwähnen. Sie übertraf nach allgemeiner Schilderung die Dunkelheit der schwärzesten Nacht derart, daß man sich keine Vorstellung davon machen kann, wenn man sie nicht selbst erlebt hat. Viele haben mir erzählt es sei unmöglich gewesen, eine Laterne auf Armes-weite zu setzen; so dicht war die Aschenwolke, die alles einhüllte.

Die Gefühle, die durch den Aschenfall ausgelöst wurden, werden von J. E. Thwaites, Postbeamten auf dem Dampfer „Dora“, lebendig beschrieben, der das Gebiet des Aschenregens durchfuhr.

Und nun begann der eigentliche Aschen-regen; er fiel in Strömen; er wirbelte und umkreiste uns. Die Schwerkraft schien mit der Richtung seines Auftreffens nichts zu tun zu haben. Die Unterseite des Decks schien ebensoviel abzubekommen wie die Seiten oder die Decks un-ter unsern Füßen. Selbes elektrisches Licht war bloß wenige Schritt weit zu sehen, und wir konnten uns an Deck nur mühsam zurechtfinden.

Die Deckoffiziere mußten die Fenster des Ruderhauses dicht zumachen; selbst so konnte der Mann am Rand nur mit größ-ter Schwierigkeit den Kompaß erkennen, der-ant dichter Staub erfüllte den Raum.

„Unterdesseu unzu-ten ständig düstere Blize das Schiff, und andauerndes Donner-grollen, manchmal gleichzeitig mit dem Plit-zen, erhöhte das Schreckliche des Herrensab-bats, der uns umtobte. Weder vom Wasser war etwas zu sehen oder zu hören noch vom Festland, und so hätten wir genau so gut meilenweit über dem Wasserdiegal sein kö-nnen. Dabei wußten wir, daß die Sonne schon mehr als zwei Stunden über dem Horizont stand.“

„Im Speisesaal war alles weiß von einer dichten Staubschicht, während dicker Rauch die Luft erfüllte. Die Temperatur stieg sehr rasch, und was noch an Luft verblieb, wurde schwer, schwül und stickig. Unter Deck war es unerträglich, aber auf Deck war es noch schlimmer. Der Staub verstopfte die Nasenlöcher, rieselte uns den Rücken hinun-ter und brannte in den Augen wie Säure-spritzer. Vögel taumelten kreisend durch die Luft und fielen hilflos an Deck.“

Als am Morgen des 3. Tages (8.) das Tageslicht wieder ausblieb, kam man zu der Ueberzeugung, daß es am besten sei, die Be-wohner von Kodiak zu versammeln, damit Anordnungen zu ihrer Sicherheit leichter durchgeführt werden können.

„Um halb 5 Uhr nachmittags ließ der Aschenregen nach, und der Himmel nahm eine röllige Färbung an. Schließ-lich wurden die Gegenstände wieder schwach sichtbar.“

Die Asche, die in diesem Zeitabschnitt fiel, bildet die zweite Schicht der Ablagerung in Kodiak, eine Schicht seiner Asche von leb-hafter Tonbrandfarbe, jetzt 11 1/2 Zentimeter dick.

Als es so wieder hell wurde, sahen sich die Leute um; sie fanden, daß alles „ganz mit Asche umkleidet und verhängt“, alles ihnen völlig fremd erschien. Diese Pause des Aschen-regens hielt man für eine günstige Gelegen-heit, sich davonzumachen, denn —

„Da ähnliche Erscheinungen sich gestern

gezeigt hatten und noch immer häufig Erd-stöße erfolgten, so fürchtete man sehr, daß noch schlimmeres bevorstände.

„Eiligt berief ich einen Bürgerausschuß und kam nach Anhören verschiedener Mei-nungen zu dem Schluß, daß ein weiteres Bleiben wahrscheinlich sicheren Tod bedeu-tete, während Aussicht auf Rettung bestände, wenn der Kutter das Meer erreichte.“

Infolgedessen wurden alle an Bord ge-nommen außer dem amerikanischen Regie-rungs-kommissar, Bizemarschall Armstrong (der glaubte, pflich-gemäß bleiben zu müssen), und drei anderen Männern.

Halb 6 Uhr nachmittags fuhr der Kut-ter ab. Kapitän Brown, ein alter und ge-schickter Kodiaker Lots, bediente sich zweier Lots und leitete den Kutter durch die enge Fahrstraße. 5 Uhr 55 Minuten nachmittags ankeren wir in dem äußeren Hafen.

„Sobald das Schiff anker-te, kam das Motorboot „Norman“ von der Insel Woody und brachte alle Bewohner, 103 an der Zahl. Viele waren fast verhungert und verdurstet, während andere der Pflege der Ver-z'e und Krankenschwestern bedurften. An diesem Tag wurde an 486 Personen Speise und Trank ausgegeben, unsere eigene Besatzung abge-

rechnet, 414 erhielten ein Obdach durch uns; 72 wurden an Bord des Schleppers „Bri-ter“ untergebracht, der mit der „Manning“ aus dem Hafen kam und langsam vor Anker ging.“

Es waren schwere Leidensstunden als der Kutter vor Anker lag und man das drohende Unheil erwartete. Jeder war von den An-strengungen des Ueberstandenen und den Rettungsarbeiten erschöpft; aber die Leute an Bord kamen wenig zur Ruhe. Die Besatzung gab zwar ihre Hängemat-ten an Frauen und Kinder ab da aber mehr als 500 Personen jeglichen Alters und Standes an Bord eines Bootes waren, das nicht ein Viertel davon bequem unterbringen konnte, so war auf den überfüllten Decks kaum ein Plätzchen zu fin-den, wo man sich hinlegen konnte.

Während der Nacht des 8. begann es wieder Asche zu regnen, und zwar bis zu einer nicht genau verzeichneten Morgen-stunde. Dieser Fall bildet die dritte, oberste Lage seiner grauer Asche, die 3/4 Zentimeter hoch war, nachdem sie sich geklebt hatte. Vor die Luft nach diesem letzten Aschenfall endgültig klar wurde, hatte Kodiak zwei Tage und drei Nächte hindurch eine eigentlich un-unterbrochene Finsternis erlebt.

Solgatha.

Von Georg Hertwegh.

An dem einen Kreuz die Liebe,
Ihr zur Seite in Gestalt
Zweier Mörder oder Diebe —
Kleiner Diebe — die Gewalt!

Wenn ich so in unsern Tagen
Mir betrachte dieses Bild,
Muß ich mich im Stillen fragen,
Wem der Menschen Inbrunst gilt.

Ob nicht manchmal sich beim Beten
Unser Frommen Blick verirrt,
Und ein Strolch statt des Propheten
Gegenstand der Andacht wird.

Auf der Höhe thront im Leben
Und erringt sich Ruhm und Preis,
Wer das Kreuz des Schächers neben
Christi Kreuz zu ehren weiß;

Wer vor einem quadreichten
Heiland niederkniet im Staub,
Aber Leiden türmt auf Leiden,
Um zu sichern seinen Raub

Eine unwichtige Geschichte.

Man wird mich gewiß auslachen, wenn ich diese kleine und nebenläufige Geschichte erzähle. Denn was ist schon an einem Arbeiter gelegen, der nicht viel mehr besitzt als seine beiden Arme, mit denen er für sich, seine Frau und seine beiden Kinder das tägliche Brot schaf-fen muß? Ich bin ihm auf einem Ausflug ins winterrliche Riesengebirge begegnet! Erst stand der Hochwald stolz und stark in die Höhe, die Aeste trugen die Schneelast wie die Braut ihren weißen Schleier trägt, dann aber mußten sie sich vor der Gewalt des Windes beugen, und wei-ter hinaus schien jedes Leben gedrohen zu sein. Du gehst durch die Härte des Winters, du läßt die Stille des Waldes und die Größe der Berge, die Gewalt des Sturmes und das Geheimnis des Nebels in Dich dringen, und tanzt nur immer stammeln: Wie schön, wie schön!

Hier aber beginnt meine unwichtige Ge-schichte. Sie handelt, wie schon bemerkt, nur von einem Arbeiter. Und ich erzähl sie, als wir auf unseren Brechern von Peyer nach der Geier-gucke glitten. An einem der letzten Häuser des

Ortes wies er auf ein Fenster, an dem ein weib-licher Kopf zu sehen war. „Das ist meine Frau!“ „Gehört Ihnen die Wirtschaft?“ „Nein, wir haben nur eine Stube zur Miete.“ Dann höre ich: Vier Kinder waren da, als der Vater starb. Die Mutter heiratete noch einmal, einen Bayern, der die Kinder aus der ersten Ehe nicht bei sich haben wollte, zumal ihm selbst noch neun Nach-kömmlinge geboren wurden. Die vier Geldwin-ster kamen zu fremden Leuten. Als der Krieg ausbrach, war mein Gefährte 14 Jahre alt, nie-mand war da, der sich darum kümmerte, daß er etwas ordentliches lerne. So ging er „auf Ar-beit“, bald beim Bauern, bald als Antzler oder als Schlittenführer. Mit 22 Jahren hat er geheiratet, ein blutarmes Mädchen. Mit seinen geringen Ersparnissen richteten die beiden sich ein, bei keinem Meßwein fanden sie Rat oder Unterstützung. Der Verdienst als Hausdiener u einer kleinen Gastwirtschaft, als Gepädräger für die Touristen, als Gelegenheitsarbeiter reicht nicht weit. Aber er will nicht, daß die Frau auch noch arbeiten geht, sie soll die beiden Kinder groß ziehen.

Ich frage den Mann: Haben Sie es schon bereut, daß Sie das arme Mädchen geheiratet haben? Seine Augen leuchteten: „Nein, noch nie-mals! Aber heute weiß ich, daß es besser gewes-en wäre, wenn ich mir erst eine Erläuterung ge-sichert hätte.“ Und dann erzählte er mir, daß sein höchster Wunsch sei: der Besitz eines Pferd-chens, dazu einen Wagen, in dem er die Frem-den nach den Banden fahren könne. Aber wo-her das Geld nehmen? Da sei niemand der ihm armen Schlucker die notwendige Summe leihen würde und selbst wenn sich jemand fände, so möchte er doch nicht dauernd in Schuldnuck-schaft leben. So endet die Unterhaltung und da-mit die ganze Geschichte. Ich konnte ihm leider nicht helfen. Der Mann wird weiter Prolet bli-ben und gleich Millionen und aber Millionen keiner Klasse wird er sich stets aufs Neue fra-gen, warum müssen wir immer nur arbeiten und arbeiten und haben nicht genug zum Leben, warum ist die Fülle und die Freude und der Genuß nur für die da, deren Dasein sich doch erst auf dem Ertrag unserer Arbeit aufbaut? Warum?

Ich weiß nicht, ob der Geld dieser unwich-tigen Geschichte sich das wirklich gefragt hat. Ich mußte es tun, als ich ein wenig später in eine

der Luxusbauden trat, die in neuerer Zeit auf den Bergen errichtet worden sind. Da sahen die runden Bürger und Bürgerinnen und ließen sich von vorn und von hinten bedienen, da zeigten sie ihre modischen Toiletten und die Herrlichkeiten der Natur gaben ihnen den Vorwand,

um die ... nach Amüsamen: zu verdecken. Was von manchen dieser Leute in einer Woche verprakt wird, das reicht fast aus, um den Wunsch zu erfüllen, an dem ein ganzes Arbeiterleben hängt: ein Pferdchen und einen Wagen. E. P.

Das Kind.

Von Antal Farkas.

Als sie das Theater, das Trabrennen, die Kibiera und die Glückversuche in Monte Carlo schon satt bekommen hatten, kehrten sie in die Hauptstadt zurück und gähnten gelangweilt. Dem Mann oder der Frau fiel es da ein, daß ein Kind im Hause sehr gut wäre. (Der Papagei war vergangene Woche eingegangen. Er züchtete übrigens auch viele Wanzen.) Der Hund — ist ein kluges, manierliches Wesen, man kann ihn selbst im Salon schlafen lassen, das ist wahr —, aber ein Hund ist ja doch kein Kind. Sie fanden heraus, daß das Lebensziel des Menschen das Großziehen von Nachkommen ist. Warum sollen nach ihrem Tode ihre Verwandten nach ihnen erben, wenn das auch ihr Kind tun kann.

„Woher sollen wir aber ein Kind nehmen, wenn uns einmal der liebe Gott keines geschenkt hat?“

„In den Zeitungen wird oft inseriert, daß Kinder an Kindesstatt abgegeben werden.“

„Das ist nicht gut. Dessen Eltern pumpen einen das ganze Leben hindurch an.“

„Nehmen wir also eines aus dem Findelhaus.“

„Auch das ist schwer. Wer weiß, wer die Eltern waren und was für erbliche seelische oder körperliche Krankheiten es ins Haus mitbringt.“

„Du hast recht.“

„Ich sage dir etwas anderes. Du hast doch schon von meinem unglücklichen Bruder Josef gehört, nicht wahr? Dieser hat Kinder und ich glaube, er hätte nichts dagegen, wenn wir eines davon adoptieren würden.“

„Ihr seid doch böse miteinander!“

„Wir werden das auch weiterhin sein, ich will mich auch gar nicht mit ihm ausöhnen. Eines von seinen Kindern kann er uns aber trotzdem geben.“

Josef hatte eine große Familie, war aber ein armer Mensch. Das Unglück verfolgte ihn, seine schlechte, leichtfertige Natur erleichterte aber noch die Arbeit des Unglücks: er vertrank, verspielte sein Vermögen, seine Stellung; so fristete er kümmerlich sein Leben von einem Tag zum andern, und er war derart zerlummt, daß man sich mit ihm am hellen Tag nicht einmal in ein Gespräch einlassen konnte. Ein- oder zweimal kleideten sie ihn an, verhalfen ihm zu einer Stellung; es half nichts.

Er hatte wundervolle Kinder.

So geschah es denn auch. Sie nahmen dem Josef einen Bubens weg, den dreijährigen Paul. Er war ein verständiger Junge. Die Bube der Familie besaß er; ein jeder konnte glauben, daß es ihr eigenes Kind ist. Paul grünte sich anfangs sehr nach seiner Mama, seinem Papa und nach seinen Spielschwestern von der Straße. Er wäre gerne barfuß gelaufen, unordentlich gewesen, das hatte aber ein Ende. Er bekam schöne, neue Kleider, wie er sie bisher nur in den Auslagen gesehen hatte. Sie machten aus ihm ein feines, vornehmeres Kind, das sich zu jedem Augenblick so benehmen mußte, wie man es ihm befohl.

Man lehrte ihn auch, daß dieser neue Onkel sein Papa, die neue Tante seine Mama ist. Seine kleinen Geschwister konnte er nicht mehr sehen.

„Die Hauptsache ist“, sprach der neue Papa,

daß jene Umgebung nicht mehr in Paulchens Nähe komme. Er wird sie schon vergessen.“

„Gott behüte, daß er sie wieder sieht. Er ist noch ein kleines Kind, jetzt kann er sie noch vergessen, bis er heranwächst wird er mit Leib und Seele der unsere sein.“

Ueber Paulchen gab es keine Klage.

Nach einigen Monaten hatte er sich in die neue Umgebung hineingelebt. Man führte ihn spazieren. Er trippelte stolz vor Papa und Mama einher, mit seinem schönem Spazierstöckchen rhythmisch auf dem Gehsteig klopfend. Die Vorbeigehenden konnten sich der Bemerkung nicht enthalten:

„Ein schönes Kind hat dieses Ehepaar! Sie können es wahrlich nicht ableugnen, daß es ihnen gehört.“

Sie hörten es und waren stolz über diese Bemerkung. Er ist also ein schöner Bub und jeder hält ihn für ihr Kind. Das genügte schon zur Glückseligkeit.

Paulchen schaute voll Interesse den sich auf der Straße übermütig herumtreibenden, barfüßigen Kindern zu. Er blieb auch stehen, aber man rief ihn zu:

„Bleib' nicht stehen, mein Liebling. Geh' nur schön vorwärts.“

Paulchen gehorchte. Dann sahten seine Füße vor einer Schenke Wurzel. Eine heifere, streitsüchtige Stimme war von drinnen zu vernehmen, doch Paulchen kam diese Stimme sehr bekannt vor.

Der Papa trat rasch auf ihn zu und nahm ihn bei der Hand:

„Eilen wir, Paulchen. Wir gehen in den Tiergarten.“

Die Mama sagte:

„Von nun an werden wir nur mehr im Auto spazierenfahren.“

Sie spielten im Salon. Die Mama las Verse aus dem Bilderbuch vor und Paulchen hörte ihr zu. Dann rief er auf jedes einzelne Bild: das ist dieses, das jenes Tier. Das ist ein Hund, dieses ein Eichhörnchen, jenes ein Wolf, das ein Fuchs.

In diesem Augenblick war aus dem Vorzimmer der Lärm eines Streites zu vernehmen. Der Papa schrie erregt mehrmals auf jemandem ein:

„Komm mir nicht mehr hierher! ... Schau, daß du weiterkommst! ... Ich habe dir den Preis bezahlt, er geht dich nichts mehr an! ... Ich zeige ihn dir nicht einmal! Marsch hinaus, sonst hole ich einen Wachmann!“

Auch die Worte des andern waren bis hinein zu vernehmen:

„Das Kind gehört mir! ... Ihr habt kein Anrecht darauf! Ich will es haben! ... Ich nehme es mit mir!“

Paulchen erhob den Kopf. Die Stimme kam ihm sehr bekannt vor. Er lief zur Türe, aber die neue Mama nahm ihn auf den Arm.

„Komm, mein kleines Söhnchen, in das andere Zimmer auf deinem Schaukelstuhl reiten!“

Sie trug das Kind durch zwei oder drei Zimmer, und als der neue Papa zu ihnen ein-

trat, lief Paulchen auf ihn zu, umarmte seine Knie und fragte ihn so:

„Papa, wer war das?“

Der neue Papa und die neue Mama sahen einander an. Der neue Papa log als erster zu dem Knaben:

„Niemand, mein Kind, nur ... nur so ein Mensch ...“

Das Herz des kleinen Jungen fühlte diese Lüge heraus.

Sie fuhren in einem Auto einkaufen. Vor dem Geschäft blieb der Wagen stehen. Der neue Papa und die neue Mama gingen hinein. Sie sagten zu Paulchen, den sie im Auto ließen: „Bleib' hier sitzen, Kindchen. Steig' nicht hinunter, sprich zu niemandem.“

Nach einer halben Stunde traten sie aus dem Geschäft. Da jagte der neue Papa zu der neuen Mama:

„Schau doch nur!“

Paulchen stand im Wagen und umarmte den Hals des neben ihm stehenden verkommenen Mannes. Er weinte.

Der verkommene Mann verschwand unter einem Augenblick. Der neue Papa und die neue Mama traten zu dem Auto. Die Augen des kleinen Jungen waren voll Tränen, aber er lachte trotzdem, er lachte sehr, der Arme.

„Worüber freust du dich so sehr, mein Kind?“ fragten sie ihn.

„Ueber ... über euch!“

„Wer war jener Mann, mit dem du gesprochen hast? Nun sag' es! Wir werden dir deshalb nicht böse sein, sag' es nur.“

„Das? ... nur ... nur so ein Mensch ...“

„Ich gebe den Bubens morgen seinem Vater zurück“, sagte der neue Papa.

„Warum?“

„Es gefällt mir nicht, daß er so klein ist und schon so lügt wie ein Erwachsener.“

Runterbunt.

Die Augen der Chamaleon-Eidechse bewegen sich in ihren Höhlungen nach dem Prinzip „Zeller und Ball“. Jedes der zwei Augen kann unabhängig in irgendeiner Richtung bewegt werden. So kann das Tier nach vorn und nach hinten, nach oben und nach unten zu gleicher Zeit sehen. Das ist natürlich von größtem Werte für den Fang der Insekten, die das Chamaleon blitzschnell durch Heraussenden seiner langen, feuchten Zunge erhascht. Uebrigens kann das Tier seine Farbe wechseln und der jeweiligen Umgebung anpassen.

Während wir zumeist unsere Fleischspeisen gut gekocht und durchgebraten genießen, lieben die Neger ganz frisch geschlachtetes Fleisch, das nur kurz über dem Feuer geröstet ist und noch von Blut trieft. Am Schluß eines Tagesmärches können eingeborene Träger in Afrika unglaublich große Mengen verteilen.

Der malaische Jung-Ehemann muß mindestens zwei Jahre im Hause seiner Schwiegermutter wohnen. Erst dann darf er mit seinem jungen Weib ein eigenes Heim beziehen. O, wie herrlich ist doch dagegen unser sonst so häufig verachtetes und geschmähtes Europa.

In Südchina werden Hunde, sogenannte „Tschau-Hunde“ (tschau-essen) gern als Lederbissen verzehrt. Die Hunde sind zumeist gelb oder braun und ähneln einem großen Spitz. Schwarze Tiere werden als besonders schmackhaft am liebsten gegessen.

Agar Agar, Gelatine-Substanz, wird aus Benlon-Moos und ähnlichen Seegewächsen hergestellt. Der Name ist malaiischen Ursprungs. Agar-Agar wird zu Suppen, Gelees gebraucht sowie auch bei der künstlichen Färbung von Bakterien in ärztlichen Instituten. Im Orient benutzt man es oft als Klebemittel sowie zum Durchsichtigmachen von Seide und Papier.

Häusliche Ratfchläge.

Von Erna Bach.

Zerbrochene Gasstrümpfe soll man nicht fortwerfen, denn in pulverisierter Form kann man damit ganz vorzüglich Schmuckfächer putzen. Solches Pulver läßt auf Silber oder Gold keinen Kratzer zurück.

Wachsdosen soll man vor Benutzung mit Speckschwarte gut einreiben und dann im Ofen erhitzen. Sie werden auf solche Weise später nie rostig.

Kerzenstümpfe soll man nicht achtlos fortwerfen. Als Zusatz zu Stärke geben sie der Wäsche einen schönen Glanz. Auch kann man sie beim Feueranzünden verwerten.

Schubwische soll man mit soviel Essig vermischen, daß ein weicher Brei entsteht. Man kommt damit länger aus und Essig ist gut zur Konserbierung von Leder.

Gewöhnliche Hausalkoholseife soll man möglichst lange lagern lassen. In trockenem Zustande gibt es noch mehr, als wenn sie feucht ist.

Silber reinigt man am besten, indem man es in eine Lösung von einem Viertel Liter heißen Wassers mit je einem Teelöffel Salz und Soda taucht. Man lasse das Silber einige Minuten in der Lösung, nehme es heraus, wäsche es mit Seifenwasser und poliere die einzelnen Stücke mit Biscuit oder Schaffleder.

Gedanken-Splitter.

Worte von Thomas Morus.

Am 7. Februar waren es 450 Jahre, daß Thomas Morus in London geboren wurde. Er ist berühmt durch seine Schrift „Utopia“. Er gilt als der erste grundsätzliche Sozialist der neuen Zeit.

Ich gebe zu, daß es andere Mittel als das Gemeineigentum gibt, diesen Zustand zu lindern, nicht aber ihn zu beseitigen.

Die kurze Arbeitszeit ist nicht nur genügend, sondern mehr als genug, um einen Nebenfluß an allen Dingen zu erzeugen, die des Lebens Notdurft oder Annehmlichkeit erfordert.

Warum sollte man annehmen, daß jemand über seine Bedürfnisse hinaus fordern wird, wenn er sicher ist, nie Mangel zu leiden?

Niemand wird gezwungen, wider seinen Willen in einen Krieg außerhalb der Landesgrenzen zu ziehen.

Was ist das für eine Gerechtigkeit, wenn der Edelmann, kurz diejenigen, die nichts tun oder nichts Nützliches, bei ihrer Untätigkeit oder überflüssigen Tätigkeit herrlich und in Freuden leben, und die Tagelöhner, Zimmerleute und Ackerknechte, die härter arbeiten als Lasttiere,

und deren Arbeit das Gemeinwesen nicht ein Jahr lang entbehren könnte, ein so erbärmliches Dasein sich erarbeiten und schlechter leben müssen als Lasttiere?

Merlei.

Was Frankreichs Spielhöllen einbringen. Die letzten französischen Steuerergebnisse zeigen, daß das Glücksspiel mit jedem Jahr größere Ertragsrisse abwirft. Die 160 Spiellasinos in Frankreich brachten in der Winteraison 1926/27 und der Sommeraison 1927 einen Gewinn von 64.660.000 M. gegenüber 63.320.000 M. im Jahre 1926 und 40 Millionen 1925. Neue Spielhöllen entstehen wie Pilze; in Nizza allein gibt es jetzt sechs Kasinos. Rechnet man die Gewinne von Monte Carlo hinzu, das ja auch zu den französischen Spielhöllen gehört, so steigt sich der jährliche Gewinn aus dem Glücksspiel auf 106 Millionen Mark. In Monte Carlo belaufen sich die Gewinne aus dem „Trente et Quarante“ auf 26 Millionen und die aus dem „Roulette“ auf über 25 Millionen. Diese Zahlen bedeuten natürlich nicht, daß die Franzosen allein mehr spielen als früher, sondern daß aus der ganzen Welt größere Summen als je vorher auf den grünen Tischen geiebt werden.

Die Verteilung des Waldes. Der Wald ist bekanntlich sehr ungleich über die Länder verteilt. Wahrhaft ungeheure Wälder hat Rußland, nämlich 153.3 Millionen Hektar. Ihm folgen in weitem Abstand Schweden mit 23.2, Finnland mit 21.4 und Deutschland mit 12.4 Millionen Hektar. Dann kommen in weiter absteigender Folge Frankreich, Polen, Rumänien usw. und am Schlusse Griechenland mit etwa 0.6 Millionen Hektar. Was den prozentualen Anteil des Waldes an der gesamten Landfläche betrifft, so steht Finnland mit 57 Prozent an der Spitze, Deutschland weist immerhin noch 26.3 Prozent auf. Die Verteilung auf die einzelnen Bundesstaaten schwankt in Deutschland sehr stark. Den höchsten Waldanteil hat Schwarzwald-Nordelbst mit 44.4 Prozent der Gesamtfläche; dann folgen Bayern mit 33.3 Prozent, Württemberg mit 31.1 Prozent, Baden mit 30 Prozent, Sachsen mit 25.3 Prozent und Preußen (vor dem Kriege) mit 24.2 Prozent.

Der leichteste Säugling. In einem englischen Städtchen wurde ein Kind geboren, das nicht ganz dreiviertel Pfund wog. Auch der Vater des Kindes hatte bei seiner Geburt nur ein Pfund Lebendgewicht gehabt, und erreichte erst im 40. Lebensjahre ein normales Gewicht.

Vierzehn Kilometer Bücher. Die englische „Leisner-Bücherei“ in London hat beinahe vier Millionen wertvollster Bücher. Sie gehört zum British Museum und hat einen monatlichen Zuwachs an Neuheiten von gegenwärtig etwa 30.000 Exemplaren. Nimmt man ein Buch zu vier Zentimeter Dicke an, so hat der jährliche Zuwachs eine Länge von mehr als vierzehn Kilometern. Man spricht jetzt in London davon, daß das alte Gebäude, in dem sich diese Sammlung befindet, wegen des großen Gewichtes der Bücher am Einstürzen ist. Daher soll ein Neubau errichtet werden, der zugleich mehr Platz für den Zuwachs bietet.

Unerhörter Heringsregen im Kleinen Belt. In der Apenrader Förde (Schleswig) sind ungeheure Heringschwärme erschienen, deren Reichtum nach der Aussage erfahrener Fischer unermeßlich ist. Es werden täglich dort ungefähr eine halbe Million Pfund Heringe gefangen. Einzelne Boote bringen bis zu 25.000 Pfund ein. Mangels ausreichender Fischflotten muß direkte Verladung vom Schiff auf die Eisenbahn vorgenommen werden.

Weiteres.

Mutatis bei der Zahnärztin.

Mutatis wurde sehr von Zahnschmerzen geplagt. Er ging zu einer Zahnärztin, denn Frauen haben eine sanftere Hand, so kalkuliert er.

„Ich würde mir den Zahn ziehen lassen, wenn es meiner wäre!“ sagte die Zahnärztin.

Mutatis starrte mit Grausen auf die zahnärztlichen Foltermaschinen.

„Das würde ich auch tun, wenn es Ihrer wäre“, antwortete er und entschwand spornstreichs.

Schmerzbewegt lehrte Mutatis am nächsten Tage zu jener Zahnärztin zurück und fragte, was denn das Zahnziehen kostete.

„Drei Mark!“ war der Menschenquälerin Antwort.

„Was?“ entgegnete Mutatis, „drei Mark für ein einfaches Zahnziehen? Dafür muß ich ja zwei volle Stunden arbeiten.“

„Nun“, entgegnete die Zahnbohrerin, „wenn Sie es wünschen, will ich auch zwei Stunden darauf verwenden.“

Dieses Anerbieten war zuviel für Mutatis. Er entschwand abermals spornstreichs.

Doch schon am nächsten Tage kam er wiederum vor Schmerzen fast dem Weinen nahe.

„Wir wollen den Zahn lieber betäuben“, sagte die Zahnärztin.

„Nein, auf keinen Fall!“ entgegnete Mutatis. „Der Kerl hat mich zwei Tage schwer gepeinigt. Jetzt schone ich ihn auch nicht. Nachher ist süß!“

Einen Tag später machte Mutatis einen Spaziergang mit dem Fräulein Jungwitz, einer kleinen, sehr romantischen Person.

„Ach“, sagte sie im Laufe des Abends, „sind Sie noch nie einer Frau begegnet, Herr Mutatis, deren leibhafte Berührung jeden Nerv in Ihnen erzittern ließ?“

„O, ja“, antwortete Mutatis, „erst gestern. Der Zahnärztin.“

Rätsel-Ged.

Silberrätsel

Aus nachstehenden 60 Silben sind 23 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, ein Sprichwort von Rückert ergeben (H = ein Buchstabe):
al - ar - an - bam - bär - berg - bo - bru - chen - dlor - den - der - do - e - e - ei - eich - eis - en - er - farb - fe - ge - go - gut - hel - hörn - kalf - kam - kar - kel - low - lah - land - li - lich - mer - nau - ne - nei - neun - nun - o - o - os - pe - ra - sal - salz - san - stoff - stoi - stor - ta - te - te - ter - tol - ur. Die Wörter haben folgende Bedeutung: 1. Nordseeinsel; 2. Musikinstrument; 3. Monat; 4. Chemikal; 5. Pflanzart; 6. süddeutscher Fluß; 7. Gefäß zur Ascheaufbewahrung; 8. Gesteinsart; 9. Pflanzenart; 10. Wittigob; 11. Nagetier; 12. Stadt in Oberfranken; 13. Kreisstadt in der Mark; 14. russischer Dichter; 15. Entenart; 16. Landschaft in Westfalen; 17. Fischgattung; 18. männlicher Vorname; 19. Nahrungsmittel; 20. italienischer Dichter; 21. mohammedanischer Gott; 22. Düngemittel; 23. Landschaft in Oberösterreich.

Auflösungen der Rätsel aus der vorigen Nummer:

Magisches Quadrat: 1. Vers; 2. Erich; 3. Riga; 4. Schaf.